

Biblisch erneuerte Theologie.  
Jahrbuch für Theologische Studien  
(BeTh)

# SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM R.Brockhaus ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.



© 2018 SCM R.Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH  
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen  
Internet: [www.scm-brockhaus.de](http://www.scm-brockhaus.de); E-Mail: [info@scm-brockhaus.de](mailto:info@scm-brockhaus.de)

Satz: Daniel Keil, Gießen  
Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck  
Gedruckt in Deutschland  
ISBN 978-3-417-26832-4  
Bestell-Nr. 226.832

# **Biblisch erneuerte Theologie. Jahrbuch für Theologische Studien (BeTh)**

Band 2 (2018)

Herausgegeben für den Arbeitskreis für evangelikale Theologie  
und die Arbeitsgemeinschaft für biblisch erneuerte Theologie

*von Christoph Raedel und Jürg Buchegger-Müller  
Jochen Eber (Redaktion)*

Wissenschaftlicher Beirat (Advisory Board)

Andreas Beck (Leuven); Roland Deines (Bad Liebenzell); Roland  
Gebauer (Reutlingen); Rolf Hille (Gießen); Lydia Jaeger  
(Nogent-surMarne); Karsten Lehmkuhler (Strasbourg); Eckhard  
Schnabel (South Hamilton); Stefan Schweyer (Basel); Helge  
Stadelmann (Gießen); Julius Steinberg (Ewersbach); Christian  
Stettler (Zürich/Basel); Ulrike Treusch (Gießen); Beat Weber (Basel);  
Peter Zimmerling (Leipzig).

# Evangelikale Theologie in Deutschland – quo vadis?<sup>1</sup>

Vortrag anlässlich des 40. Gründungsjubiläums des Arbeitskreises für evangelikale Theologie

*Christoph Raedel*

Evangelikale Theologie in Deutschland – quo vadis? Wohin geht die Reise? Diese Frage zu beantworten habe ich mir in einem leichtsinnigen Moment zugemutet und jetzt will ich es dann auch tun. Dabei möchte ich aber nicht einfach im Nebel der noch offenen Zukunft herumstochern, sondern mich dieser Frage so nähern, dass ich zunächst noch einmal auf Spurensuche gehe: Wo sind die Spuren im Sand, die der AfeT hinterlassen hat? Dann die Frage: In welchem Gelände bewegen wir uns gegenwärtig? Und nach dieser Geländeerkundung komme ich dann zur Frage: Wohin sind wir eigentlich unterwegs? Welche Entwicklungen lassen sich erkennen, welche sind wünschenswert? Ich werde also mit einigen, vermutlich nicht sonderlich spektakulären Visionen für die evangelikale Theologie in Deutschland enden.

## 1. Spurensuche – woher kommen wir?

In neuerer Zeit liest man in den Medien hin und wieder von „Schabowski-Momenten“. Das sind Momente, in denen eine Persönlichkeit von Einfluss eine Äußerung macht, die dann ihre (mutmaßlich) unvorhergesehene Eigen-dynamik gewinnt. So geschehen auf der inzwischen legendären Pressekonferenz im November 1989, auf der Günter Schabowski mit einer Antwort auf die Frage eines italienischen Journalisten den Mauerfall einleitete, so auch

---

<sup>1</sup> Gehalten am 1. Oktober 2017 in Herborn. Die Form der mündlichen Rede ist beibehalten worden.

Angela Merkel, die sich im Interview mit einer Frauenzeitschrift zur Öffnung der Ehe für homosexuelle Paare äußerte, was dann mit einer kurzfristig anberaumten Abstimmung im Bundestag, für die der Fraktionszwang aufgehoben war, Gesetz wurde.

Auch die evangelikale Bewegung in Deutschland verdankt, zumindest sprachlich, ihre Existenz so einem „Schabowski-Moment“. Als Billy Graham 1960 mit Evangelisationen in Deutschland unterwegs war, übersetzte Peter Schneider, damals Mitarbeiter der Berliner Stadtmission und späterer CVJM-Generalsekretär, die Ansprachen simultan ins Deutsche. Bei Graham endeten die Ansprachen bekanntlich mit dem Aufruf, Christ zu werden, und der Aufforderung, sich einer „evangelical church“ anzuschließen. Peter Schneider übersetzte das mit „einer evangelikalen Gemeinde“.<sup>2</sup> Zwar begegnet der Ausdruck „evangelikal“ in Deutschland vereinzelt bereits davor,<sup>3</sup> doch zu einer Selbstbezeichnung wurde er erst nach 1960, wie nicht zuletzt das programmatische Buch „Der Aufbruch der Evangelikalen“ von Fritz Laubach belegt.<sup>4</sup> Die ältere Evangelische Allianz, der Dachverband der Evangelikalen, blieb gleichwohl bei ihrem eingeführten Namen.

Die Antwort auf die Frage: „Was ist eigentlich evangelikal (und was nicht)?“ fällt heute oftmals ähnlich unbestimmt wie die auf die Frage, ob wir schon in der Postmoderne leben. Natürlich lässt sich mit Recht auf die Glaubensbasis der Evangelischen Allianz verweisen. Für viele evangelikale Theologen war sie in der Vergangenheit und ist sie auch heute noch ein zentraler Bezugspunkt. Als *Frömmigkeitsbewegung* sind die Evangelikalen jedoch angemessener über Charakteristika zu fassen, weniger über theologische Lehrsätze, auf die sich die Väter nach intensivem Ringen verständigt haben.<sup>5</sup> Der britische Historiker David Bebbington hat versucht, an vier Charakteristika zu verdeutlichen, was Evangelikale ausmacht: die Bekehrung, der lebendige, aktive Glaube, die Bibelzentriertheit und der Kreuzestod Jesu als Herzstück

---

<sup>2</sup> Vgl. Gisa Bauer, *Evangelikale Bewegung und evangelische Kirche in der Bundesrepublik Deutschland. Geschichte eines Grundsatzkonfliktes (1945 bis 1989)*, AKZG 53, Göttingen: V&R, 2012, 29. Als mündliche Quelle wird hier Hartmut Steeb angegeben.

<sup>3</sup> Vgl. Stephan Holthaus, *Fundamentalismus in Deutschland. Der Kampf um die Bibel im Protestantismus des 19. und 20. Jahrhunderts*, *Biblia et symbiotica* 1, 2. Aufl., Bonn: VKW, 2003, 53, Anm. 46.

<sup>4</sup> Fritz Laubach, *Der Aufbruch der Evangelikalen*, Wuppertal: R. Brockhaus, 1972.

<sup>5</sup> Hans Hauzenberger, *Einheit auf evangelischer Grundlage. Vom Werden und Wesen der Evangelischen Allianz*, Gießen: Brunnen, Zürich: Gotthelf, 1986.

des Glaubens.<sup>6</sup> Schaut man sich diese Punkte an, stellt man fest, dass sie sich nur bedingt zur Unterscheidung von anderen Christen eignen. Sie sind gut evangelisch. Genau genommen ist das Charakteristische dann auch eher, wie diese Punkte gefüllt, betont und miteinander verbunden werden.<sup>7</sup>

Der Ausdruck „evangelikal“ ist über viele Jahrzehnte in Deutschland vor allem als *kirchenpolitischer* Kampfbegriff wahrgenommen worden. Diese Facette ist heute vielen unangenehm, weil „evangelikal“ mit einer kämpferischen, kirchenpolitischen Einstellung assoziiert wird. Positiver sind die Konnotationen, wenn „evangelikal“ als Frömmigkeitsbezeichnung verstanden wird. Insbesondere Wolfgang Huber hat in seiner Dienstzeit als Bischof in Berlin-Brandenburg versucht, den Begriff eher positiv zu füllen, nämlich als Ausdruck für die lebendige Frömmigkeit großer Teile der Kerngemeinde inmitten eines stark säkularisierten Umfeld und einer sich selbst säkularisierenden Kirche.<sup>8</sup> Wirklich durchgesetzt hat er sich nach meinem Eindruck damit nicht.

Noch schwerer hat es die Wortkombination „evangelikal“ und „Theologie“. Wir behaupten, dass es so etwas gibt, und die Deutsche Nationalbibliothek sowie weitere Bibliotheken erfassen Bücher (auch einige meiner Bücher), unter dem Schlagwort „evangelikale Theologie“. Doch das ändert nichts daran, dass evangelikale Theologie eine Anerkennung, vergleichbarer, die sie im angelsächsischen Bereich besitzt, hierzulande nicht gefunden hat. Das Label hat uns ermöglicht, eine Gruppenidentität auszubilden, also zu sagen: Wir sind die Evangelikalen. Zugleich hat sie dem kirchlichen und theologischen Mainstream die Chance gegeben zu sagen: „Wir sind die Evangelischen im Unterschied zu den Evangelikalen“, die damit schon definitiv die Außenseiter sind.

Um nun zu verorten, wo evangelikale Theologie sich in Deutschland befindet, und wie sie sich entwickelt hat, sind meines Erachtens *theologische* Kategorien allein nicht hinreichend. Mein Eindruck ist, dass im Verhältnis zwischen der universitären Theologie und den „anderen“, also den Evange-

---

<sup>6</sup> Vgl. David Bebbington, *Evangelicalism in Modern Britain. A History from the 1730s to the 1980s*, Grand Rapids: Baker, 1989, 2ff.

<sup>7</sup> Vgl. John Stackhouse, *Evangelical Theology Should Be Evangelical*, in: Ders. (Hg.), *Evangelical Futures. A Conversation on Theological Method*, Grand Rapids: IVP/Baker, 2000, 429.

<sup>8</sup> Vgl. Philipp Gessler, Wolfgang Huber: *Ein Leben für Protestantismus und Politik*, Freiburg i. Br.: Herder, 2017, 208ff.

likalen, auch soziologische und sozialpsychologische Dynamiken eine Rolle spielen. Die Grundfrage lautet daher: Wie ist evangelische Theologie in Deutschland organisiert? Das ist im Prinzip leicht zu beantworten: Evangelische Theologie findet man an den staatlichen Theologischen Fakultäten öffentlicher Universitäten (und an den beiden noch existierenden Kirchlichen Hochschulen). Diese Fakultäten und Hochschulen bilden landeskirchliche Pfarrer aus, doch mehr noch: Hier wird der Deutungshoheit darüber beansprucht, was evangelische Theologie ist, und was sich so nennen darf. Wer an einer Fakultät ist, dort seinen Weg macht, hat Zugang zu Ressourcen, zur Nachwuchsförderung, zu der „In-group“, die die Debattenhoheit hat. Es hat sich so etwas wie ein Normalitätsschema ausgeprägt. Ein Schema, in dem die Evangelikalen immer die theologischen Abweichler, die nicht so ganz Normalen, sind.

Unter diesen institutionellen Voraussetzungen verwundert die Entfremdung zwischen Universitätstheologie und Evangelikalen nicht, ist sie doch Spiegelbild theologischer Entfremdungsprozesse, aber eben nicht nur das. Auf der einen Seite finden wir die universitäre Theologie, die lange Zeit davon ausgegangen ist, dass man Evangelikale am besten ignoriert. In dem Maße, in dem evangelikale Gemeinden einen immer stärkeren Anteil des schrumpfenden christlichen Biotops in Deutschland repräsentieren, scheinen sie immerhin als Laborobjekte interessant zu werden. Zumindest deuten einige neuere Veröffentlichungen darauf hin, wobei auffällt, dass es nicht evangelisch-landeskirchliche Theologen, sondern eher Sozial- und Religionswissenschaftler sind, die die Evangelikalen wissenschaftlich unter die Lupe nehmen.<sup>9</sup>

Mit dem Vorurteil, dass fromme Theologen nicht komplex denken und differenziert urteilen können, bin ich noch zu Zeiten meines eigenen Unistudium in den 1990er Jahren massiv konfrontiert worden. Man kann das Vorurteil anscheinend nur schwer ausrotten. Dass es dabei nicht lediglich um theologische Kategorien geht, zeigt sich z. B. daran, dass es den Universi-

---

<sup>9</sup> Jörg Stolz u. a., Phänomen Freikirchen: Im Innern eines kompetitiven Milieus, Zürich: TVZ, 2014 (das Buch untersucht, anders als der Titel es nahelegt, die Evangelikalen, auch in der Reformierten Kirche der Schweiz); Frederik Elwert, Martin Radermacher, Jens Schlamelcher (Hg.), Handbuch Evangelikalismus, Bielefeld: Transkript, 2017; Hansjörg Hemminger, Evangelikal. Von Gotteskindern und Rechthabern, Gießen: Brunnen, 2016 (Hemminger war zwar Weltanschauungsbeauftragter der Württembergischen Landeskirche, ist jedoch der Promotion nach Verhaltensbiologe).

tätskollegen leichter fällt, mit evangelikalen Theologen aus dem „Ausland“ zusammenzuarbeiten, ja sogar gemeinsam mit ihnen zu publizieren, als mit ihren Kollegen an evangelikalen Hochschulen in Deutschland. Oder ein anderes Beispiel: Bücher, die in ausländischen evangelikalen Verlagen erschienen sind, werden in Deutschland (heute stärker als früher) rezipiert. Erscheint eine deutsche Übersetzung in einem evangelikalen Verlag, wird diese jedoch ignoriert.<sup>10</sup> Es ließen sich viele Beispiele nennen, auch wenn einzuräumen ist, dass sicherlich nicht jede Übersetzung bei jedem Kleinverlag wissenschaftlichen Ansprüchen zu genügen vermag.

Zur Dominanzkultur universitärer Theologie gehört offensichtlich, dass man ein gänzlich ahnungsloses Bild im Blick auf evangelikale Theologie haben darf, was umgekehrt – zu Recht – als ein Unding gilt.<sup>11</sup> Doch Entfremdungsprozesse vollziehen sich immer in gegenläufigen Bewegungen auf beiden Seiten, sie sind in den seltensten Fällen eine Einbahnstraße. Ich kann mir vorstellen, dass die Rede von „den ungläubigen Uni-Professoren“ die Herzen universitärer Theologen nicht sonderlich erwärmt, und der Hinweis darauf, dass man Studium seinen Glauben verliere, kaum Umarmungsimpulse freigesetzt hat. Man sollte zumindest versuchen, solche Aussagen auch einmal mit dem Ohr der Kollegen zu hören, auf die sich das bezieht. Wer landeskirchlicher Pfarrer werden wollte, kam an der Fakultät nicht vorbei, wobei insbesondere die Begleitung von Theologiestudenten durch evangelikale Studienhäuser, SMD oder PGB vielen zum Segen wurde. Insgesamt

---

<sup>10</sup> Diese Erfahrung hat z. B. der Brunnen-Verlag gemacht mit seiner Übersetzung von Philipp Jenkins, *The Next Christendom*, dt.: *Die Zukunft des Christentums. Eine Analyse der weltweiten Entwicklung im 21. Jahrhundert*, Gießen, 2006. Ich habe das englische Original, auch nachdem es die deutsche Übersetzung gab, in Deutschland weiterhin zitiert gefunden, ohne dass auf die deutsche Ausgabe auch nur verwiesen wurde. Im Zeitalter des Internets lässt sich das kaum noch entschuldigen.

<sup>11</sup> Auch hier ließen sich Beispiele ohne Ende finden, und zwar aus allen an Theologischen Fakultäten vertretenen theologischen Richtungen, was ein weiteres Mal nahelegt, dass es hier nicht lediglich um theologische Abgrenzungen, sondern um sozialpsychologische „Ekel-schranken“ geht (wie dies in der Milieuforschung genannt wird). So nennt Manfred Oeming in der Bibliographie seiner Hermeneutik zur „fundamentalistischen Bibelauslegung“ überwiegend Titel über sie (im Unterschied zu sämtlichen anderen Rubriken), eine davon zu unterscheidende evangelikale Hermeneutik scheint er nicht zu kennen; vgl. *Biblische Hermeneutik. Eine Einführung*, 2. Aufl., Darmstadt: WBG, 2007, 197. In seinem Aufsatz „Wiedergeburt? Erwägungen zur dogmatischen Revision eines diskreditierten Begriffs“ entfaltet Marco Hofheinz das evangelikale Verständnis von Wiedergeburt anhand eines evangelistischen Taschenbuches von Billy Graham; vgl. *ZThK* 109 (2012), 48–69.

aber hat sich die evangelikale Theologie eigenständig organisiert. Das ist zunächst mal gut und unter den gegebenen historischen Umständen wohl auch unvermeidlich gewesen. Die Kehrseite davon jedoch war die Entfremdung aufgrund nur geringer personeller oder auch publizistischer Kontaktflächen. Soweit die Geschichte. Doch wo bewegen wir uns heute?

## 2. Geländekunde: Wo bewegen wir uns heute?

Das Hauptkennzeichen der Zeit, die wir durchleben, ist die Pluralisierung. Gemeint ist damit nicht nur die Pluralisierung in der Gesellschaft insgesamt, sondern auch die wachsende Pluralisierung innerhalb der evangelikalen Bewegung. Sicherlich ist es ein Trugschluss anzunehmen, dass unsere evangelikalen Vorfahren immer einer Meinung waren und sie als Evangelikale einen nach außen trennscharf abgrenzbaren homogenen Block bildeten. Der historische Befund spricht eher dagegen, es gab Strömungen und Konfliktlagen mit unterschiedlichen Positionierungen und eine – wenn man so sagen will – ausgeprägte Streitkultur, die dem gemeinsamen Beten keinen Abbruch getan zu haben scheint. Der Unterschied zu heute: Die Positionen waren, je nach kirchlicher Verortung, in der Regel berechenbarer, vorhersehbarer: hier der landeskirchliche Pietist, dort der Baptist. Es war noch einfacher, mit durchschnittlichen Erwartungshaltungen zu agieren. Meine These ist, dass diese Erwartungshaltung heute immer häufiger ins Leere läuft, dass wir mit einer Binnenpluralisierung zu tun haben, die das Verorten in bestimmten Schubladen immer schwieriger macht. Womit hat das zu tun, und hat das nicht auch sein Gutes?

Der zunehmende Binnenpluralismus auch der Evangelikalen hat meines Erachtens damit zu tun, dass wir an der Signatur unseres spät- oder postmodernen Zeitalters partizipieren. Einheit, ja Homogenität von Gruppen u. a. gelten als einer von vielen als negativ bewerteten Vergangenheit, dem Projekt der Moderne, zugehörig. Konformitätsdruck und Ausgrenzung von Minderheiten werden dieser Epoche zugeordnet. Die verheißungsvolle Welt der Postmoderne gilt demgegenüber als Hort der Vielfalt und Authentizität, die nicht durch Ausgrenzung, sondern Entgrenzung gekennzeichnet sei, was vielfach bis zum Verzicht auf einen Wahrheitsanspruch reicht, weil ein solcher schon wieder die Vielfalt stört. Diese Entwicklungen treffen auch die evangelikalen Milieus und folglich evangelikale Theologie.

So wird es wahrnehmbar schwieriger, von notwendigen Grenzziehungen zu sprechen. Bei Grenzen denken wir an Stacheldraht und Mauern und an bestimmte Politiker, deren Namen in den Nachrichten damit in Zusammenhang gebracht werden. Obergrenzen sind schlecht, Ausgrenzung von Menschen geht überhaupt nicht. Der Entgrenzung gehört die Zukunft. Das gilt für Beruf und Freizeit, die miteinander verschmelzen, weil wir überall erreichbar sind. Das gilt für die mediale Vernetzung vieler unterschiedlicher Endgeräte. Das gilt auch für Mensch und Maschine, die zusammengeführt werden sollen. Überall Entgrenzung.<sup>12</sup> Grenzen zu ziehen ist heute begründungspflichtiger als je zuvor. Doch wer sagen möchte, was uns Evangelikale eint, wer den gemeinsamen Grund bestimmen möchte, der muss auch angeben können, wo die Grenzen verlaufen. Kein Grund ohne Begrenzungen. Wo sind die roten Linien, die nicht überschritten werden dürfen? Und wie wird bei uns bestimmt, wo diese roten Linien verlaufen?

Bereits diese Fragen zu stellen, ist inzwischen, auch unter uns, schwierig geworden. Ich leugne nicht, dass es in der Vergangenheit und in einigen evangelikalen Milieus auch heute noch die Neigung zu überzogen engen Grenzziehungen gibt. Nur auf der anderen Seite abzustürzen, dürfte jedoch der Wahrheitspflicht evangelikaler Theologie auch nicht genügen. Theologie hat, recht verstanden, eine unverzichtbare diakritische Funktion wahrzunehmen. Wahrheitssuche ist ohne Unterscheidungen nicht möglich. Wer Orientierung geben möchte, braucht ein Ziel, an dem er sich ausrichtet. Und ein Ziel anzugeben bedeutet auch immer, andere, dem entgegenstehende Ziele aufzugeben. Die Grenze ist nicht der Grund, um den es geht, aber Identität ist – nach Niklas Luhmann – immer auch Exklusionsidentität. Eine Bewegung kann nicht alles gleichzeitig sein und irgendwie alles Mögliche vertreten wollen.

Zwei Konkretisierungen zur Binnenpluralisierung möchte ich geben. Da ist zum einen die Pluralisierung der theologischen Ausbildungslandschaft.<sup>13</sup> Hier lässt sich einerseits die Tendenz erkennen, eine staatliche Anerkennung zu suchen. Andererseits gibt es Ausbildungsstätten, die darauf bewusst verzichten. Ich meine, dass beides sein Recht und gute Gründe hat.

So haben die nicht staatlich akkreditierten Ausbildungsstätten einen größeren Freiraum zur eigenen Gestaltung der Ausbildungsgänge, sie können in

<sup>12</sup> Kritisch dazu Rainer Funk, *Der entgrenzte Mensch. Warum ein Leben ohne Grenzen nicht frei, sondern abhängig macht*, Gütersloh: GVH, 2011.

<sup>13</sup> Vgl. Bernhard Ott, *Handbuch theologische Ausbildung. Grundfragen – Programmentwicklung – Leitungsfragen*, Wuppertal: R. Brockhaus, 2007.

der Regel auch dem Praxisbezug stärkeres Gewicht geben. Die Verantwortlichen müssen weniger Rücksicht auf Belange nehmen, die jenseits des Horizonts der Gemeinden liegen, für die sie ausbilden, sie können sich in manchen gesellschaftlich heiklen Fragen vielleicht auch unbefangener äußern. Ihre Publikationen haben eine verlässliche, dafür aber eng umgrenzte Nische. Wer sich in einer Nische bewegt, hat das Gefühl der Sicherheit, aber zugleich auch nur eine überschaubare Reichweite für seine Anliegen. Die Gefahr einer Nischenexistenz besteht darin, nur die Nische im Blick zu haben und dabei Gottes Herr-Sein über die ganze Welt, sein Handeln auch jenseits dieser Nische, aus Blick zu verlieren. Es ist heute unverzichtbar, dass heute jeder Theologe in gesellschaftlichen Diskussionen sprachfähig ist, auch jemand, der schließlich als Pastor in eine ländlich geprägte Baptistengemeinde geht. Denn über die sozialen Netzwerke sind sie mit der Welt verbunden und wird beobachtet, wie sie sich äußern.

Die evangelikalen Hochschulen mit staatlicher Anerkennung haben sich die mit dem – nicht unumstrittenen – Bologna-Prozess eröffnenden Möglichkeiten zunutze gemacht, Theologie als Bachelor- bzw. und Masterstudiengang anzubieten. Was erwarten sich diese Hochschulen davon? Zunächst einmal geht es ihnen zu Recht um Anerkennung der von ihnen auf einem weithin hohen Niveau geleisteten Arbeit. Sicherlich auch um die Aufnahme in Netzwerke nicht-evangelikaler Theologen, mit dem Ziel, dort eigene Akzente zu setzen und sich von den kritischen Fragestellungen dort im eigenen Nachdenken herausfordern und anregen zu lassen. Sind dies legitime Anliegen? Ich denke, grundsätzlich ja, denn es gibt evangelikale Theologen, die anerkannte Forschungsleistungen erbringen. Der Johann-Tobias-Beck-Preis, den der AfeT jedes Jahr vergibt, kann hierfür zumindest als Indiz gelten. Wir zeichnen seit Jahrzehnten die Autoren von Büchern aus, die im Regelfall veröffentlichte Qualifikationsarbeiten sind, die ganz überwiegend an Universitäten in Deutschland im Fachbereich Evangelische Theologie erbracht wurden. Wer die zurückliegenden Jahrzehnte überblickt, wird feststellen, dass der Anteil der Qualifikationsarbeiten evangelikaler Theologen, die in anerkannten wissenschaftlichen Reihen erschienen sind, stark zugenommen hat. Wir können immer mehr Arbeiten aus diesem Bereich auszeichnen. Wenn also das Niveau *personell* anerkanntermaßen da ist, dann leuchtet es nicht ein, warum diese Anerkennung nicht auch *institutionell* erwartet werden sollte.

Auch hier gibt es freilich Gefahren, zumindest Herausforderungen. Ich nenne erstens die „Schere im Kopf“, also dass man vielleicht von Anfang

an schon überlegt: Welche Themen wähle ich aus, welche Themen bearbeite ich, die überhaupt in einem breiteren theologischen Diskurs vermittelbar sind? Eng verwandt damit ist zweitens das Bedürfnis nach Anerkennung, das in einem jeden von uns steckt. Es ist doch nicht zu leugnen: Die Anerkennung durch Fachkollegen an den Universitäten ist schmeichelhaft, sie ist potenziell oder tatsächlich verbunden mit Zugang zu Ressourcen (Tagungseinladungen, Publikations- oder Projektangebote), und nicht zu vergessen ist, dass diese Kollegen als Gutachter bei den regelmäßig wiederkehrenden Reakkreditierungen begegnen könnten. Es gibt so etwas wie „Anpassungsgewinne“. Das Ähnlicherwerden wird gewissermaßen goutiert. Drittens sind die sich mit einer Hochschulgründung einstellenden institutionellen Zwänge zu nennen. Insbesondere auf der Ebene derer, die man als Professoren einstellt, sind formale Kriterien zu beachten. Das bedeutet, dass bestimmte Personen, die man eigentlich in ihrer Arbeit schätzt, nicht mehr in Frage kommen. Man adressiert, ob bewusst oder unbewusst, eine zumindest leicht veränderte Klientel und gewinnt dann möglicherweise Personen, die weniger „Stallgeruch“ oder ein geringeres Maß an Identifizierung mit der Hochschule bzw. dem dahinterstehenden Werk mitbringen. Ich sage das bewusst als jemand, der auch an einer akkreditierten Hochschule lehrt: Diese Dynamiken müssen wir uns bewusst halten, denn wir sind als Christen, als Theologen, immer auch Menschen, in denen Dynamiken am Werk sind, auf die wir achthaben sollten. Deshalb ist es wichtig, dass wir auch untereinander im kritischen Gespräch bleiben.

Unter dem Stichwort Pluralisierung der Ausbildung sei an dieser Stelle nur kurz noch auf den Trend zu breiteren Studienangeboten hingewiesen, also die Tendenz, neben der Theologie weitere Studiengänge, vor allem in Kombination mit der Theologie, anzubieten. Hier sind ausdrücklich die sozialwissenschaftlichen Studiengänge zu nennen. Diese Kombinationsstudiengänge, die – soweit ich sehe – durchweg sehr gut angenommen werden, scheinen dem ausgeprägten Sicherheitsbedürfnis der jungen Generation entgegenkommen. Der Eindruck ist wohl: Je länger der Name des Studiengangs, desto größer sind später die Anstellungschancen. Das macht solche Studiengänge natürlich attraktiv.

Doch verändert dies nicht auch die Theologie? Und was bedeutet das im Blick auf die Gemeinden? Eine Schwächung der Theologie dürfte kaum beabsichtigt sein. Theologische Ausbildungsstätten jedoch, die einmal mit dem Auftrag und dem Anspruch gegründet wurden, hauptamtliche Mitarbeiter für

Gemeinde und Mission auszubilden, werden in Begründungsnöte geraten, wenn der Anteil der Absolventen, die diesen Weg auch tatsächlich beschreiten, immer geringer wird. Schließlich tragen sich Bibelschulen und Hochschulen in der Regel finanziell nicht selbst, sondern brauchen die ideelle und materielle Unterstützung von Gemeinden bzw. Werken.

Innevangelikale Pluralisierung gibt es aber nicht nur auf der Ebene der Ausbildungsgänge, sondern auch auf der theologischen Eben. Diese Pluralisierungstendenzen werden schon allein dadurch befördert, dass einige von uns sich theologisch weiterhin eher auf einen modernen, andere auf einen postmodernen Gesprächszusammenhang beziehen.<sup>14</sup> Wir müssen uns die damit verbundenen Verschiebungen klarmachen, ohne dabei gleich für eine der beiden Kontexte optieren zu müssen. (a) Im Transfer vom Gesprächszusammenhang der Moderne zu dem der Postmoderne vollzieht sich der Wechsel vom Lob der Vernunft hin zur Anerkennung der Ohnmacht der Vernunft. Das bedeutet, dass die Postmoderne viel kritischer über die Leistungsfähigkeit der Vernunft urteilt als das in der Moderne, und übrigens auch in den meisten Spielarten der Theologie, geschah. (b) Die Postmoderne bedeutet auch den Abschied von der großen Erzählung des westlichen Abendlandes hin zu den vielen kleinen Geschichten, die alle ihre je eigene Wahrheit haben. (c) Hier vollzieht sich schließlich der Übergang vom Zwang, sich zwischen einander ausschließenden Optionen entscheiden zu müssen, hin zur Flexibilität, sich aus den zur Verfügung stehenden Optionen seine Überzeugungen zu basteln. Hier liegt ein Faktor der oben erwähnten Entgrenzung. Man ist nicht festlegt auf Denkschulen, sondern bedient sich an den Versatzstücken verschiedener Entwürfe so, wie es für einen passt.

Nun bin ich überzeugt, dass evangelikale Theologie sich weder der Logik der Moderne noch der Logik der Postmoderne anschließen kann, weil sie einer eigenen Logik folgt, die quer steht zu beiden Ansätzen. Denn evangelikale Theologie gründet im Logos Christus, der nicht der Christus einer bestimmten geistesgeschichtlichen Epoche ist, ob dies nun die Moderne oder

---

<sup>14</sup> Zur Diskussion in Deutschland vgl. Harald Seubert (Hg.), *Mission und Transformation. Beiträge zu neueren Debatten in der Missionswissenschaft*, Münster: Lit-Verlag, 2015; Andreas Loos, Stephan Schweyer (Hg.), *Alles Heil? Mit missionaler Theologie über das Heil sprechen*, Gießen: Brunnen, 2017; zur angelsächsischen Diskussion vgl. John G. Stackhouse (Hg.), *Evangelical Futures. A Conversation on Theological Method*, Grand Rapids: Baker, 2000; Henry H. Knight: *A Future for Truth. Evangelical Theology in a Postmodern World*, Nashville: Abingdon Press, 1997.

die Postmoderne sei. Eine in der Schrift gegründete Theologik steht quer zu diesen Einteilungen, und ist doch nicht ohne Kontaktpunkte zu ihnen, denn Jesus Christus ist der Herr der Geschichte. Diese Theologik bezieht sich unbestreitbar auf eine *partikulare* Geschichte, nämlich auf die Geschichte von Gottes Weg in Jesus von Nazareth, dem Sohn Gottes. Diese Erzählung lässt sich nicht auf *allgemein* einsehbare Prinzipien des Verhältnisses von Gott und Welt, Ewigkeit und Zeit zurückführen, sondern sie ist die von Gott, *dem Vater Jesu Christi* offenbarte Erzählung, in die wir uns mit unserem Leben und Denken hineinbergen dürfen. Aber diese Erzählung ist mit dem Anspruch verbunden, dass das Geschick dieses Jesus, seine Kreuzigung und Auferstehung, die *ganze* Welt unwiderruflich verändert hat. Hier liegt dann auch der anstößige Anspruch der Einzigartigkeit und der universalen Reichweite des Evangeliums.

Theologie ist auch nicht standpunktlos, sie hat nicht quasi objektiv einen „Blick von nirgendwo“,<sup>15</sup> sondern nimmt ihren Ausgang von einem *bestimmten* Ort, genauer: an dem ihr von Gott bestimmten Ort – dem Kreuz Jesu Christi. Sie ist also weder wahrheitsimperialistisch noch wahrheitsrelativistisch, sondern *bezeugt* das Heil, das *allen* Menschen angeboten ist, von *diesem* spezifischen Ort aus.

So gesehen ist die postmoderne Entthronung der Vernunft durchaus berechtigt. Eine konstruktive Bedeutung erhält der Einspruch gegen die Vernunft aber erst, wenn dieser Einspruch sich primär gegen die je *eigene* Vernunft richtet und damit zur Demut anleitet. Denn ein Generalverdacht gegen die Vernunft wäre widersprüchlich, wenn er mit den Mitteln der Vernunft vorgebracht wird. Warum sollte ich gerade diesem Vernünfteln Vertrauen schenken? Diese Selbstbescheidung fehlt mir jedoch manchmal in der postmodernen Theologie. Die christliche Wahrheitsgewissheit der Moderne, die sich auf „Heilstatsachen“ stützte, die der Zueignung im Glauben vorausliegen, wird nachhaltig erschüttert, die eigene Kritik daran jedoch wirkt eigentümlich unberührt von jeder postmodernen Verunsicherung. Und weiter: Obwohl man sich eigentlich gegen die große Fortschrittserzählung der Moderne wendet, sieht man die eigenen Positionen über jeden Zweifel erhaben als einen Fortschritt an. Ist es wirklich so einfach?

Die Entthronung der Vernunft geht mit dem Lob der Erfahrung, d. h. der persönlichen Erfahrung einher. Dieser Hinweis ist zunächst einmal gut refor-

<sup>15</sup> Thomas Nagel, *Der Blick von nirgendwo*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2012.

matorisch, und gut erwecklich obendrein. Doch wenn Martin Luther sagte: „Sola autem experientia facit theologum“,<sup>16</sup> dann ist damit die persönliche Aneignung von etwas gemeint, das mir *widerfährt*, nämlich Gottes gnädige Zuwendung in Jesus Christus. Gott ist das Subjekt der Erfahrung, die dem Glaubenden zuteilwird. Doch das Verständnis von Erfahrung hat sich in der Neuzeit tiefgehend gewandelt und in der Postmoderne noch einmal zugespitzt. In der „Kultur der Authentizität“, von der Charles Taylor in seinen Werken spricht,<sup>17</sup> gibt es nur noch Erfahrungen, die ich *mache*, deren primäres und einziges Subjekt also der Mensch ist. Ein solches Verständnis von Erfahrung aber ist kaum noch kompatibel mit tradierten Lehrüberzeugungen, in denen man sich beheimaten soll und dadurch verändern lassen soll, statt als Heimatloser in sie einzutreten mit dem Anspruch, das Lehrgebäude so verändern zu wollen, wie es zur mitgebrachten persönlichen Erfahrung passt. Hier sind Evangelikale, weil sie immer auch die Erfahrung betont haben, besonders anfällig, wenn sie sich die Tragweite des Wandels, den der Erfahrungsbegriff durchlebt hat, nicht klarmachen.

Wir bewegen uns also heute in einem Spannungsfeld zwischen der Moderne und der Postmoderne. Ich meine, dass beide Spannungspole etwas zum Proprium evangelikaler Theologie beizutragen haben, beide sich aber dem Logos Christus auch nicht unverändert einverleiben lassen. Um es konkreter zu machen: Die Betonung der persönlichen Beziehung zu Jesus Christus und die Gewissheit, aus der Sündenvergebung leben zu dürfen, ist für evangelikale Theologie unverzichtbar. Diese Betonung aber braucht den Kontext der Reich-Gottes-Hoffnung als einem sozialen, gemeinschaftlichen Sinnzusammenhang. Die Verheißung des in Jesus Christus anbrechenden Gottesreiches schließt (nach Römer 8,18–25) auch eine Hoffnung für diese Welt ein, also nicht nur für den einzelnen Gläubigen. Sie reißt aus frommer Nabelschau heraus und aktiviert zum Handeln in der Nachfolge Christi. Innerhalb dieses Spannungsfeldes werden evangelikaler Theologen, die im Paradigma der Moderne und andere, die im Paradigma der Postmoderne arbeiten, unterschiedliche Akzente setzen. Das ist legitim, solange sie damit den *evangelikalen* Gesprächszusammenhang nicht verlassen, sich also von dem in der Heiligen Schrift offenbarten Christus beschenken und belehren zu lassen anstatt ihn zu kritisieren, weil er nicht mehr in die Zeit passt. Jedes Paradigma hat seine

<sup>16</sup> WA.TR 1,16,13, Nr. 46.

<sup>17</sup> Vgl. Charles Taylor, *Das Unbehagen an der Moderne*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1995; ders., *Ein säkulares Zeitalter*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2012.

Chancen und Risiken, ich kann das hier nur andeuten. Die „klassische“ evangelikale Theologie in Deutschland hat von jeher ihre Stärke in der Betonung von Sünde und Gnade gehabt. Dies sind die Angelpunkte des Evangeliums von Jesus Christus. Unter den Bedingungen der Neuzeit neigt sie jedoch dazu, die Weltgeschichte eher pessimistisch zu sehen, also wenig Gutes von der Zukunft zu erwarten und sich schwer damit zu tun, in neuen oder unerwarteten Entwicklungen Zeichen der Gegenwart und Treue Gottes zu finden. Unaufgebbar ist auch die Bereitschaft, in Fragen der Lebensführung den Ordnungen Gottes zum Leben gehorsam zu sein. Unrühmlich bleiben dabei jedoch Erfahrungen von Hartherzigkeit und Unbarmherzigkeit, die sicherlich auch ein Grund dafür sind, warum manche Menschen so allergisch auf evangelikale Einsprüche in ethischen Fragen reagieren.

Auch die postmodern kontextualisierte „transformatorische“ (oder „missionale“) Theologie zeigt sich ambivalent. Sie ist von einer großen Zuversicht getragen, dass Gott in der Geschichte, und zwar nicht nur innerhalb seiner Gemeinde, handelt und weiter handeln wird. Sie rechnet mit verheißungsvollen Veränderungen, die herbeizuführen Gott Menschen in- und außerhalb der Gemeinde gebrauchen möchte. Sie sensibilisiert für die Menschen, denen Anerkennung und Wertschätzung vorenthalten wurden bzw. werden und wertschätzt die Vielfalt, die es ja deskriptiv auch gibt. Doch es gibt auch einen transformatorischen Legalismus, bei dem die Betonung dessen, was Menschen zu tun aufgerufen sind, das Evangelium vom vorgängigen Handeln Gottes an uns in Jesus Christus zurücktreten lässt. Zu schnell wird auch Vielfalt zu einem Wert an sich erklärt, was sie aber nicht ist, denn es braucht nähere Bestimmungen hinsichtlich dessen, was genau bunt und schätzenswert ist (auch die Kriminalstatistik einer Stadt ist vielfältig). Der Verzicht auf das diakritische Moment der Theologie, z. B. auf die gut reformatorische Unterscheidung zwischen Person und Werk, ist nicht geeignet, die Wahrheit in Jesus Christus tiefer zu erfassen, auch wenn solcher Verzicht gesamtgesellschaftlich zu Anerkennungsgewinnen führen mag (obwohl mir nicht einmal das sicher zu sein scheint).

Auf eine weitere mit der Pluralisierung verbundene Entwicklung kann ich hier nicht näher eingehen. Es ist der Bedeutungsverlust der Theologie. In ihm bildet sich ab, dass sich in der Rezeption dessen, was Theologie auch für die Gemeinde leisten möchte, Veränderungen vollziehen. Evangelikale Theologie arbeitet unter einem starken doppelten Druck. Einerseits möchte man wissenschaftlich anerkannt sein, andererseits aber auch den Kontakt zur

Gemeinde nicht verlieren. Und während die Anforderungen einer sich immer stärker spezialisierenden Fachwissenschaft weiter zunehmen, lässt das Interesse an theologischen Sachbüchern und Sachfragen bis hinauf zur Ebene der Gemeindeältesten und Hauptamtlichen erkennbar nach. In diesen Entwicklungen bricht eine große Spannung auf, in der zu arbeiten sehr herausfordernd ist.

### 3. Visionen: Wohin bewegt sich die evangelikale Theologie in Deutschland?

Wir haben uns umgeschaut und noch einmal gefragt: Woher kommen wir? Wo sind die Spuren, die evangelikale Theologie, der AfeT, über 40 Jahre auch hinterlassen hat? Und weiter: Wie ist das Gelände strukturiert, in dem wir uns gegenwärtig bewegen? Dem ist nun abschließend die Frage zu stellen: Wohin geht die Reise? In welche Richtung entwickelt sich die evangelikale Theologie in Deutschland? Ich will versuchen, es in drei Visionen zu fassen.

- (a) *Exzellenz in Lehre und Forschung*: Exzellenz kann für evangelikale Theologie nicht bedeuten, einen Elitendünkel zu fördern, der den Kontakt zum gemeindlichen Leben preisgibt. Damit ginge der Theologie der Resonanzraum verloren, an den sie gewiesen ist, will sie ins Gespräch kommen und anleiten, statt sich am Echo der eigenen Stimme zu ergötzen. Es geht auch gar nicht darum, sich überheblich von den schlichten Gemütern abzusetzen, die es ja komplexer nicht fassen können, sondern es geht bei evangelikaler Exzellenz schlicht darum, in den Worten von Oswald Chambers gesagt, „mein Äußerstes für sein Höchstes“ zu geben.<sup>18</sup> Dabei darf es sogar einen gesunden theologischen Wettbewerb geben, der sich dem Binnenpluralismus, dem wir uns nicht entziehen können, argumentativ und geistlich stellt. Gesund ist ein solcher theologischer Wettbewerb jedoch nur, wenn es dabei nicht um die Sicherung eigener theologischer „Claims“, sondern um die größere Ehre Gottes geht. Mir ist sehr klar, dass uns in unserer theologischen Arbeit in der Regel gemischte Motive antreiben, von denen uns einige selbst nie wirklich bewusst werden. Trotzdem muss der *Blick* auf den gerichtet sein, in dem

---

<sup>18</sup> Oswald Chambers, *Mein Äußerstes für Sein Höchstes*, 34. Aufl., Wuppertal: Blaukreuz-Verlag, 2012.

„alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis verborgen sind“ (Kol 2,3), damit das, was wir in unseren Ausbildungsstätten oder im Gemeindedienst tun, Gott verherrlicht und seiner Gemeinde dient.

Wir sollten auch den Fokus der Zusammenarbeit nicht auf die universitäre Theologie in Deutschland verengen. Ich fürchte den Impuls, der uns dahin führt zu sagen: Wir *wollen* aber endlich die Anerkennung, die wir verdient haben, koste es, was es wolle. Vielmehr sollten wir uns erinnern, dass evangelikale Theologie von jeher ein Global Player ist. Die internationalen Verbindungen, die wir bereits haben, sollten wir weiter pflegen und ausbauen, denn tatsächlich sind wir gar nicht so allein, wie wir uns manchmal hierzulande vorkommen. Denn sind wir Teil eines Netzwerkes, ja einer Bewegung, die weiter wachsen wird. Und wohin sich dessen Schwerpunkt verschiebt, ist schon seit mehreren Jahrzehnten unverkennbar: in den globalen Süden. In Deutschland werden in den nächsten Jahren, schon rein institutionell betrachtet, noch manche Lichter ausgehen, während sie nach Gottes Ratschluss in anderen Erdteilen gerade erst angehen. Schließlich sollte es im Zeichen theologischer Exzellenz ein Ziel bleiben, dass wir als evangelikale Ausbildungsstätten unseren akademischen Nachwuchs auch selbst qualifizieren dürfen, also das Promotionsrecht anstreben, damit in diesem Bereich ein Monopol aufbrechen, das sich im Zeitalter der Diversifizierung des Hochschulraums m. E. nicht länger rechtfertigen lässt.

- (a) *Einheit in Vielfalt*: Das Stichwort Pluralisierung hat es schon angedeutet: Es wird wenig Anschlag brauchen, um vielfältiger zu werden, es wird jedoch gehörige Anstrengungen brauchen, um in der Zukunft die Einheit zu bewahren. Das könnte berechtigterweise dazu führen, dass ich hier nun ganz die Einheit in den Vordergrund stelle, gewissermaßen als Gegengewicht. Ja, es wird entscheidend sein, dass wir uns unseres gemeinsamen Grundes vergewissern, denn der Grund, warum es uns gibt, ist der Grund, auf dem wir stehen: Jesus Christus und das Wort der Bibel Alten und Neuen Testaments, in dem wir ihm begegnen. Wir brauchen auch die Einheit stiftende Gewissheit davon, was uns antreibt, nämlich die Leidenschaft für die in Jesus Christus erschlossene, aber nie abschließend erkundete Wahrheit. Und zugleich bliebe diese dritte Vision dunkel, wenn sie die Bedeutung der (wachsenden) Vielfalt leugnen würde, jedenfalls der legitimen Vielfalt, die Gottes Wort eröffnet. Ich sehe die Vielfalt

der Begabungen, die auch in der theologischen Ausbildung wichtig ist. Wo immer möglich sollten Studierende bereits im Studium ganz unterschiedlichen Lehrerpersönlichkeiten begegnen. Ja, es braucht den akademischen Lehrer, es braucht aber auch den seelsorgerlichen, den praxisverbundenen, und – den exzentrischen Lehrer, also jemanden, den in das bestehende System zu integrieren nicht ganz einfach ist, der uns aber gerade deshalb aus unserer Betriebsblindheit herausholt und die Fragen stellt, auf die der „Apparat“ nicht kommt oder die auszusprechen er sich nicht traut.

Auch die Vielfalt der Perspektiven wird zunehmen. Es gibt eine legitime Vielfalt der Perspektiven, die bereichert. Um auch hier etwas konkreter zu werden: Eine Theologenschaft, die die ethnische Diversität evangelikalen Gemeindelebens in Deutschland abzubilden beansprucht, wird selbst ethnisch vielfältiger werden müssen. Alles andere hieße, den Anschluss an das zu verlieren, was Gott unter uns im Bereich von Gemeinden anderer Herkunft und Sprache tut.<sup>19</sup> Das schließt ein, pfingstlich-charismatische Theologen, die ja in sich auch keine homogene Gruppe bilden, als Teil der evangelikalen Zunft zu verstehen. Die Verhärtungen, die sich in Deutschland infolge die Berliner Erklärung von 1909 eingestellt haben, haben ihre unabwiesbaren historischen Gründe, dürfen aber nicht länger zur Rechtfertigung dafür dienen, als selbst von anderen Ausgegrenzte unsererseits die Pfingstler vom innerevangelikalen Gesprächszusammenhang auszugrenzen.<sup>20</sup> Wir werden als theologische Geschwister miteinander leben und arbeiten können, ohne darauf verzichten zu müssen, uns kritisch erscheinende Entwicklungen anzusprechen.

Zum Lehr- und Leitungsdienst der Frau gibt es unter uns unterschiedliche Auffassungen und ich vermute, es wird sie auch in Zukunft geben. Jedenfalls wäre es nicht plausibel, einerseits zu behaupten, dass die Vielfalt unter uns zunehmen wird, und im gleichem Atemzug zu sagen, dass wir in dieser Frage über kurz oder lang eine gemeinsame Überzeugung

<sup>19</sup> Vgl. Benjamin Simon, *Ethnisch geprägte unabhängige Gemeinden und ihr Verhältnis zu den etablierten (Frei-)Kirchen*, in: *Freikirchenforschung* 22 (2013), 22–34; *Gemeinsam evangelisch! Erfahrungen, theologische Orientierungen und Perspektiven für die Arbeit mit Gemeinden anderer Sprache und Herkunft*, hg. v. der Ad-hoc-Kommission des Rates der EKD zur Zukunft der Arbeit mit Gemeinden anderer Sprache und Herkunft, Hannover 2014.

<sup>20</sup> Auf der Ebene der Deutschen Evangelischen Allianz, von den Ortsallianzen bis hin zum Hauptvorstand, ist das auch nicht länger der Fall.

haben werden (wobei sich dann jeder im Stillen denkt: nämlich *meine* Überzeugung). Angesichts dieser unterschiedlichen Auffassungen zum Lehr- und Leitungsdienst der Frau stelle ich mir gleichwohl vor, dass wir, was Ausbildungsstätten angeht, Anstellungsverhältnisse haben werden, die es mehr begabten Frauen ermöglichen, sich nicht zwischen Familie und Lehre bzw. Forschung entscheiden zu müssen. Und dass es, was die Gemeinden angeht, mir heute noch unbekanntes Leitungsmodelle geben wird, die es ermöglichen, das Entweder-oder in der Frage, ob Frauen (nicht nur andere Frauen, sondern auch Männer) lehren und anleiten dürfen oder nicht, zu überwinden in der Lage sein werden.

Ich nenne auch die Vielfalt der Lebenswege. Es gibt sie schon jetzt. Aber wenn wir ehrlich sind, ist die Normalerwartung doch auch weiterhin unter uns, dass jemand, vor allem, wenn er dann auch in exponierter Position tätig sein möchte, verheiratet ist, mit mehreren, natürlich gut erzogenen Kindern. Die Singles begegnen dann vielleicht eher im Defizitmodus, sind aber, zumindest neutestamentlich, kein biografischer Betriebsunfall. Erinnern möchte ich an Theologen, die zu evangelikalen Kommunitäten gehören. Ich glaube, dass in der Spätmoderne unsere verfassten Kirchenformen, auch die Unterscheidung von Landes- oder Freikirchlern, viel weniger bedeutsam sein werden, sondern dass das geistliche Leben noch vielgestaltiger werden wird und dass daher auch evangelikale Kommunitäten Stätten sein werden, in denen schriftgebundene Theologie ihren Sozialzusammenhang hat. Ich denke weiter an Theologen mit Missionserfahrung im In- oder Ausland, oder auch Theologen, die erst im Zweiterberuf Theologen sind und vielleicht schon zehn oder zwanzig Jahre in einem anderen Beruf gearbeitet haben, die von daher noch einmal ganz anders auf das blicken, was wir unter Theologie verstehen.

Also, alles Vielfalt oder was? Nein, ich glaube, dass diese Vielfalt nur als *evangelikale* Vielfalt fassbar wird, wenn sie auf eine *Einheit* bezogen ist. Evangelikale werden sich in einer mehrheitlich nachchristlichen Gesellschaft von dieser auch weiterhin unterscheiden (müssen). Das ist unvermeidlich, weil Gottes Reich nicht von dieser Welt ist und weil, obwohl nicht jede Veränderung falsch ist, jede Anpassung an eine sich mehr und mehr entchristlichende Mehrheitsgesellschaft die Frage aufwirft: Wozu braucht es *uns* eigentlich noch, wenn wir nur das sagen, was alle anderen schon schneller, lauter und oft besser gesagt haben?

- (a) *Dienst an Kirchen und Gemeinden*: Exzellenz für evangelikale Theologie bedeutet, das Äußerste in der Verantwortung für den Hirtdienst in Kirche und Gemeinde zu geben. Das beginnt bereits im Studium. Das Studium ist nicht die Aneignung der Theorie, die ich im späteren Dienst auf ihre Praxistauglichkeit prüfen werde, sondern es ist selbst eine Gestalt der *praxis pietatis*. Was nicht spätestens in dieser Lebensphase eingeübt wird, das wird später in den Herausforderungen des Dienstes kaum noch einzuüben sein. Das Studium muss den Anspruch haben, das geistliche Leben der Studierenden zu vertiefen, sie zur Führung anderer Menschen zu befähigen und den Wissenshorizont zu erweitern. Das stellt uns vor große Herausforderungen, gerade auch angesichts der Tatsache, dass die Hintergründe, aus denen Bewerber für das Theologiestudium kommen, immer heterogener werden. Umso wichtiger ist die Verknüpfung von Wissenschaft und Leidenschaft innerhalb des Studiums der Theologie. Denn Wissenschaft ohne Leidenschaft ist leer, und Leidenschaft ohne Wissenschaft ist blind. Der alte monastische Gleichklang von „Bete und arbeite“ hat an dieser Stelle sein Recht, weil es diesen Zweiklang braucht. Es wird somit evangelikale Theologie ohne evangelikale Gemeinden nicht geben können. Beide brauchen einander. Ich will es zum Abschluss in einem – vielleicht gewagten – Bild auszudrücken versuchen. Die Theologie hilft der Gemeinde, die Landkarte von Gottes Weg mit den Menschen richtig zu *lesen*. Aber weil wir Theologen manchmal nicht über den Rand der Karte, unser theologisches System, hinausblicken, deshalb hilft die Gemeinde der Theologie dazu, dass wir als Theologen die Karte, die wir deuten, auch richtig herum *halten*. So bleiben beide nur gemeinsam in der Spur Christi und im Horizont von Gottes Reich.

Prof. Dr. Christoph Raedel, Freie Theologische Hochschule,  
Raedel@fthgiessen.de

## Abstract

First, the author reviews the history of the sensitive relationship between evangelical and mainstream academic theology in Germany. This has largely been characterized

by mutual suspicion and estrangement in recent decades. While this has kept evangelical scholarship rather at the margins, it has, at the same time, resulted in the emergence of independent theological institutions. Second, the author reflects on the increasing diversity within the evangelical movement on the institutional level as well as regarding approaches to theological and ethical questions. Third, the author calls evangelical theologians to focus on excellence in teaching and research, unity in diversity and service to the church.